Der Fall Brangwyn.

(Kriminalroman von David Christie Murray.)

(25. Fortsetzung und Schluß.)

„Tu's nicht, liebe Belle!" sagte Billery ernst. „Man soll nicht Vorsehung spielen wollen. Im übrigen ist es noch viel zu früh. Laß das neue Leben wachsen und knospen in den beiden Menschenkindern. Gib ihnen Zeit, Frau Heiratsstifterin, Pflücke die Rose nicht, eh' sie „erblüht!"

„Du Schaf," sagte Frau Belle lachend, „werd' mir um Gottes willen nicht poetisch, denn du weißt, daß dir das nicht liegt."

„Da sieht man wieder" —

„— welch ein Schaf du bist. O, jerum, was würdet ihr Männer wohl anfangen, wenn es nicht kluge Frauen gäbe! Versenke dich doch einmal in die Seele dieses Schafes Aloysius, mein Bester. Der Mensch macht sich ja unglücklich vor lauter Zartgefühl und Rücksichten und Schüchternheit! Kennst du die wunderschöne Sage vom Ritter Toggenburg sie ist sehr poetisch, aber ein bißchen dämlich, und ich glaube, sie ist von Goethe — ja? Na ja, solch ein Ritter Toggenburg ist dieser langweilige Aloysius, und bei den Ohren nehmen möcht' ich ihn, weil er gar so dumm ist! Muß man Zeit seines Lebens mit einer großen Träne im linken Auge dasitzen und Trübsal blasen und das Leben zweier Menschen verhunzen, weil 's vor X-Y-Zeiten einmal eine Tragödie gegeben hat, he? Ich meine, nun ist ein Jahr vorbei, und die gräßliche Geschichte könnte endlich einmal erledigt sein, und die beiden Schafe dürften ruhig die Toggenburgerei aufgeben. Heiraten sollten sie wie andere vernünftige Menschen auch und bis auf weiteres glückselig sein. Menschenskind, der Aloysius ist schrecklich verliebt; das kannst du mir glauben!"

„Du mußt es ja wissen."

„Weiß ich auch."

„Aber, Frau, wie willst du es denn anfangen, die beiden zusammenzubringen?"

„Komm' mir nur nicht mit deiner eiskalten Männerlogik. Ho, man paßt auf, bis die Gelegenheit sich ergibt, nimmt diese Gelegenheit beim Schopf, packt energisch zu, schüttelt, rüttelt, und bums, ist die Heirat da!"

„Gott behüte mich", sagte Billery entsetzt.

„Aber sei doch einmal in deinem Leben vernünftig, lieber, guter Hamilton, und vertrau' dem Takt deiner lieben, guten Frau. Die beiden Menschen sind so schüchtern, daß es zum Lachen wäre, wär's nicht zum Heulen. Ein Blinder müßte es merken, daß Lilian krank vor Sehnsucht ist (Billery, sei still — so was verstehst du nicht!) nach dem dummen einsamen Mann in der Villa da drüben, und wie es um Aloysius steht, das müßte auch die dümmste Frau wissen, wenn sie ihn nur einmal ansieht. Ein Mann freilich nicht. Die beiden lieben sich ja seit X-Y-Jahren, wenn sie auch erst zweiundzwanzig ist, und wenn das dumme Mädel sich nicht immer eingeredet hätte, ihre Liebe sei nur innige Freundschaft, so hätte sie sich überhaupt nie mit Alexis verlobt! Und nun bilden sie sich ein, der Schatten einer Tragödie stehe zwischen ihnen, und so weiter und so weiter, und die beiden sind gerade die Menschen, so was furchtbar zu übertreiben. Sie bildet sich ein, er könnte es ihr nie vergeben, die Braut von Alexis gewesen zu sein; und er bildet sich ein, sie zermartere sich in Trauer um den Toten. Es ist einfach zum Lachen — eine richtige Donquichoterie, und wenn nicht eine praktische, kluge, verheiratete Frau, die in solchen Dingen Bescheid weiß" —

„Also du!"

„— also ich, energisch eingreift, dann ist und bleibt der Karren verfahren. Weißt du, so viel Schneid, wie ich mit dir hatte, hat nicht jede Frau. Ich werd' also, Hamilton, dem Schaf von Aloysius einen Wink mit einem dicken Zaunpfahl geben!"

„Belle!"

„Hast du vielleicht etwas dagegen?"

„Hm — eh — hm — — Donnerwetter, das geht aber doch nicht!"

„So? Weshalb denn nicht?"

„Etwas so Unzartes" —

„Mann, bin ich nicht ungeheuer taktvoll?"

„Ko — kolossal", stöhnte Billery und hustete furchtbar, um sein Lachen zu verbergen, denn wenn er jetzt gelacht hätte, so wäre sein Eheglück auf mindestens drei Tage dahin gewesen.

„Na also. Kannst du mir denn nicht ruhig vertrauen, die Sache zu einem guten Ende zu führen?"

„J — ja."

Du hast also nichts dagegen?"

„N — nein."

„Dann werden wir uns also einig", rief Belle strahlend. „Hamilton, ich bin eine sehr glückliche Frau. Wenn ich bedenke, wie kurze Zeit erst wir doch eigentlich verheiratet sind, dann will es mir manchmal wunderbar vorkommen, wie prachtvoll wir uns aneinander gewöhnt haben. Ich hab' mich so an dich gewöhnt — so — weißt du — du bist so bequem wie — wie'n alter Schuh!"

„Großer Gott!" grinste Billery. „Das also ist deine Vorstellung von Glück und Ehe?"

„Was denn sonst?"

„Unglaublich" — —

„Na, bist du etwa nicht glücklich, du Schaf?"

„Glücklich, aber unterdrückt."

„Einer muß eben der Klügere sein in der Ehe", erklärte Frau Belle seelenruhig. „Willst du mir gutwillig glauben, daß ich die beiden zusammenbringe?"

„Ja — ja — ja — zum Donnerwetter! Fall' aber nicht mit der Tür ins Haus! Um aber ernsthaft zu sprechen, Geliebte — ich würde mich von Herzen freuen, wenn dir der Streich gelänge, Belle, und ich bin wahrhaftig überzeugt davon, daß meine lustige, kleine Frau gerade die richtige ist, den beiden Menschlein Raison beizubringen. Na, bist du nun zufrieden?"

„Vollkommen. Ich werd' die Geschichte schon beichseln", erklärte Frau Billery stolz.

Am nächsten Morgen schon machte sie sich ans Werk.

Sie belagerte ihre Freundin Lilian mit der furchtbaren Entschlossenheit einer Zernierungsarmee, die eine Festung umzingelt und den armen Eingeschlossenen auch nicht das kleinste Schlupfloch zum Entschlüpfen frei läßt — nur ging sie erheblich rascher dabei vor, wenn auch nicht weniger gründlich. Sie lehnte jeden Gesprächsstoff außer Aloysius absolut ab. Sie redete von nichts als von Aloysius! Es mußte doch mit dem Kuckuck zugehen, so sagte sie sich, wenn Lilian sich nicht verschnappte. Sie erklärte, Aloysius sei ein Narr, sich als trauriger Einsiedler in seiner Villa zu verstecken, wo doch alle Welt nur auf ihn warte, endlich wieder zum Vorschein zu kommen in der Gesellschaft und sich verwöhnen zu lassen. Und es sei nicht gut, daß der Mensch allein sei. (Lilian wurde sehr rot.) Ein großer Künstler wie Aloysius müsse Freuden und Anregung suchen und dürfe sich nicht vergraben wie Hintz oder Kuntz.

Zwar „verschnappte" sich Lilian nicht, aber ihre glänzenden Augen sprachen Bände.

Da riß der energischen Belle die Geduld.

„Findest du nicht, Lilian," sagte sie liebevoll, „daß wir Frauen doch 'ne merkwürdige Gesellschaft sind und 'n sonderbares Talent dafür haben, uns und anderen — uns selbst vor allem — Schwindeleien vorzumachen? Zum Beispiel: Es ist mir so klar, wie mir Billerys Seele ist (und Billery ist keine komplizierte Natur!), daß du in Mr. Brangwyn so verliebt bist, wie es je eine Frau in einen Mann war!"

Lilian wurde feuerrot und senkte den Kopf.

„Na, darüber ist überhaupt nicht zu reden, Lilian. Wenn ich das nicht schon längst gemerkt hätte, müßte ich dümmer sein, als ich bin. Das Sonderbare dabei ist nur, daß du ihn immer schon geliebt hast!"

„Aber Belle!" — — Die arme Lilian wäre am liebsten davongelaufen.

„Na, du bist wenigstens anständig genug, es nicht zu bestreiten, du weißt es ja freilich erst seit, sagen wir, einem Jahr, nein, etwas länger, seit damals, als Aloysius dir die wunderschöne Gruppe schenkte!"

Lilian gab keine Antwort.

„Nun will ich dir etwas sagen, Mädel — du bist verrückt, und er ist verrückt, und so geht das nicht weiter. Merk' ich vielleicht nicht, wie er dich ansieht, wenn ihr alle heiligen Zeiten einmal beisammen seid, he? Bin ich vielleicht dumm, he? So geht's nicht weiter! Ich werde die Sache in die Hand nehmen!"

„Um Gottes willen, Belle!" — —

„Liebst du ihn oder liebst du ihn nicht?"

„Aber Belle!"...

„Das genügt mir, mein Fräulein. Und nun sollst du einmal sehen, wie elegant Frau Belle Billery Vorsehung spielt!"

„Belle, ich verbiete dir" — — —

„Schrumm — schrumm — — ich hab' die Schwindelei von euch beiden satt. Bei der nächsten Gelegenheit rede ich!" (Daß sie diese Gelegenheit heute schon bei den Haaren herbeizuzerren gedachte, verschwieg sie klüglich.)

Da lief Lilian entsetzt davon und schloß sich in ihr Zimmer ein.

Frau Belle Billery aber lachte vergnügt und bemalte sich mit den Kriegsfarben (wie Billery sich auszudrücken pflegte) — das heißt, sie stattete sich mit all dem blendenden Glanz der neuesten Schöpfung ihrer Schneiderin aus, setzte einen Traum von Hut auf das Köpfchen (Billery verdiente ein Riesengeld, und seine Frau konnte sich Traumhüte leisten), begutachtete sich sehr lange und sehr zufrieden im Spiegel und schritt nachdenklich der Villa von Aloysius Brangwyn zu. Als sie näher kam, klopfte ihr das Herz doch, aber sie nahm all ihren Mut zusammen und segelte in vollem Flaggenschmuck majestätisch der Türe zu, um ebenso majestätisch zu geruhen, dem Diener ihre Karte zu geben. Sie wurde in den Salon geführt. Mr. Brangwyn bitte um Entschuldigung, daß er Frau Billery eine Minute lang warten lassen müsse, er werde aber sofort erscheinen.

Belle klopfte das Herz sehr.

Da trat Aloysius ins Zimmer, und sie schüttelten sich die Hände.

„Ein Besuch meiner besten Feindin!" lächelte er. „Das ist eine unerhoffte Freude!"

„Sie werden mich nie wieder Ihre Feindin nennen, Mr. Brangwyn" sagte Belle. „Welche Ueberwindung es mich kostete, heute zu Ihnen zu kommen, werden Sie nie auch nur ahnen."

„Ueberwindung, Mrs. Billery?"

„Ah—und ich weiß ja gar nicht"...

„Sie sind erregt, Mrs. Billery. Ich hoffe nur, daß Ihnen nichts Unangenehmes zugestoßen ist, und wenn, daß ich Ihnen helfen könnte."

(„Steif wie 'n Besenstiel", dachte Belle wütend. „Dabei weiß ich doch, welch prachtvoller Kerl er ist! Machen wir keine Geschichten, Belle, und steuern wir schnurgerade auf unser Ziel zu. Diplomatie ist nicht unsere starke Seite, Belle!")

„Es handelt sich nicht um mich, Mr. Brangwyn, sondern um Lilian."

„Um Lilian?" Aloysius war bleich geworden.

„Jawohl, um Lilian. Sie ist mir nach meinem Mann der liebste Mensch auf der Welt. Ich sorge mich unsäglich um sie. Betrachten Sie mein Handeln als in großer Sorge geschehen, Mr. Brangwyn, wenn ich einen sehr merkwürdigen Schritt wage — und — — ich will keine Umschweife machen. Wäre ich ein Feigling, so stünde ich nicht hier. Mr. Brangwyn, heute ist mir absolute Gewißheit über etwas geworden, was ich schon seit langem ahnte: Lilian liebt Sie!"

„Belle!" Aloysius schrie es beinahe.

„Sie hat es mir zugegeben, wenn auch nicht mit Worten, und ich sorge mich unbeschreiblich."

„Belle — Sie sind ja der liebste Mensch auf der Welt — nach — nach Lilian natürlich"...

Frau Billery lachte laut auf.

„Und Sie lieben sie auch?"

„Seit langer, langer Zeit!"

„Na," sagte die praktische Belle vergnügt, „dann wäre ja alles in schönster Ordnung! Mann, sagen Sie mir nur das eine: Weshalb haben Sie törichtes Menschenkind denn so lange geschwiegen?"

„Alexis" — — — stotterte Aloysius, „und ich dachte"...

„Nehmen Sie mir's nicht übel," unterbrach ihn Belle, „aber Ihr Männer seid doch merkwürdige Geschöpfe. Na ja. Ende gut, alles gut. Hören Sie, Lilian sitzt oben in ihrem Zimmer in meinem Haus, und ist vermutlich zum Sterben unglücklich, weil ich es ihr auf den Kopf zugesagt habe (ich bin nun mal 'n bißchen derb), sie hätte Sie lieb und ich hätt die Schwindelei satt. Ich will nun sehr nett sein, Mr. Brangwyn, und Ihnen gestatten, Ihren Hut aufzusetzen und mich nach Hause zu begleiten!"

Aloysius gab keine Antwort, aber in seinen Augen leuchtete es auf...

„Sie sind doch eine prachtvolle kleine Frau!" sagte er bewundernd aus der tiefen Dankbarkeit seines Herzens heraus während des Heimwegs.

„Bin ich auch," erklärte Belle.

Und dann traten sie in die kleine Villa mit der blütenumrankten Veranda, und Frau Billery schob Aloysius sanft der Treppe zu und dann wandte sie sich an ihren Mann, der soeben nach Hause gekommen war:

„Die Sache ist schon gedeichselt, lieber Hamilton!" erklärte sie einfach.

(Ende.)

— Falsch aufgefaßt. Knabe (in der Drogenhandlung): Insektenpulver!

Kaufmann: Für wieviel?

Knabe: Das weiß ich nicht; gezählt haben wir sie nicht!

— Betrübend. Willi kam bitterlich weinend aus der Schule.

„Mama," schluchzte er, „sag' mir bloß nicht nochmal, ich soll artig sein!"

„Aber Willi, was hast du denn?" erkundigte sich teilnehmend die Mutter.

„Ach, ach," schluchzte der kleine Mann, „heut' in der Schule sah ich, wie Theo Schulz eine hochgebogene Stecknadel in den Stuhl des Herrn Lehrers steckte, und damit er sich nicht pieken sollte, zog ich den Stuhl weg, und da setzte er sich auf die Erde. Und da kriegte ich Senge von ihm, weil ich den Stuhl weggezogen hatte, und als ich aus der Schule 'rauslam, verprügelte mich Theo auch noch, weil ich die Nadel weggezogen hatte und mich um anderer Leute Sachen kümmerte."

Hans.

Von Fritz Müller.

Hans? Wer ist Hans?

Hans ist der Soldat, unser Soldat. Der „Gemeine Hans" hieß er im Frieden. Nur „Gemeiner?" hat man da gesagt und machte eine kleine Falte unterm Augenwinkel. „Nur", und die kleine Lächelfalte ist im Krieg verschwunden. Hans, der Gemeine, ist geblieben.

Und auf seinen Schultern ruht der Krieg.

Kennt ihr Hans? Was frage ich. Ein jeder der Zurückgebliebenen hat doch einen Hans im Felde.

Wir sahen Hans noch in den letzten Julitagen, als die schicksalsschwere Zunge an der Wage „Krieg—und—Frieden" zitterte und schwankte. Sahen ihn den Hammer schwingen, seine Pflugschar führen wie alle Tage seit den 44 Jahren. Nur daß schon in jenen Tagen seine Augen überm Amboß heimlich blitzen, nur daß der Geruch der heimatlichen Scholle seine Nasenflügel hinterm Pfluge um ein wenig mehr gehoben hatte — sonst war's mit unserm Hans gerade so wie stets.

Dann kam der Krieg und knatterte durch ihn. Hans ward nicht anders, ward nicht prahlerisch, nicht aufgeregt und keine Spur nervös. Hans blieb, der er war. Hans blieb Hans. Nur daß er seine Hand vom Holz des Arbeitshammers hinüber an das andere Holz des Gewehrschafts legte, daß seine Faust mit gleicher Kraft und Ruhe statt des Griffs am Pfluge den Griff am Schwert umfaßte. Das war alles.

Denn das Marschieren im Takte der Kolonne war nichts Neues. Das Tempo seiner Arbeit war auch nicht viel anders gewesen. Auch im Frieden sang er dann und wann ein Lied beim Brausen der Maschinen oder wenn er zu der Arbeit ging. Und wieder klang es nicht viel anders, wie er jetzt hinausmarschierte. Auch zu einer Arbeit. Nur daß seine Arbeitsstelle ein wenig weiter draußen an der Grenze lag.

Das war zum Kriegsbeginn der Hans, wie wir ihn alle kennen. Der Hans, der nicht lang flennte, als der Schatz, die Mutter Abschied winkten, der ihnen lieber noch ein fröhlich Scherzwort zurief und sich das Ernstsein für die andere Seite unserer Grenzen sparte. Der Hans, auf dessen Rücken der schwere „Muckel" unter tiefen Atemzügen leicht federte. Der Hans, der unterwegs mit seinem Flintenlauf Zwiesprach hielt, wie gestern noch mit seinem Kalb im Stalle oder der Maschine im Fabriksaal. Der Hans, der mit seinen Kameraden gleich einem summenden Bienenschwarm in der Tür des Güterwagens hing, der ihn durch die hundert Orte bis zur Grenze brachte. Der Hans, der sich bei den Aufenthalten diebisch freute über den „umsonstigen" Kaffee und das belegte Brot, das keinen Pfennig kostete, und die Zigarren, die man samt einem heitern Wort von frischen Mädchenlippen obendrein bekam.

So sahen wir den Hans zur Grenze ziehen, in der Ferne kleiner werden, immer kleiner, bis er ganz entschwand. Unsern Blicken, nicht unsern Herzen.

„Hans, halt' dich tapfer!" riefen wir noch nach. Aber schon war unser Vorhang zugegangen, und für den Hans ein anderer Vorhang auf. Der auf dem Kriegstheater.

Versunken gingen wir nach Hause, noch einmal klinkten wir sein Stübchen auf — ah, hatte er nicht dort am Tisch was liegen lassen, was für uns? Ja, ein kleines Stück von seiner großen Geduld war es und seiner unerschöpflichen Beharrlichkeit. Dankschön, Hans, wir werden es wohl einmal brauchen können.

Und wir hatten sie nötig. In langen Wochen, da vom Hans kein Lebenszeichen mit der Feldpost kam. Da nur die Zeitung allgemein vom Hans berichten konnte, er tue seine Pflicht.

Bis eines Tages Hans mit einer weißen Binde um die Stirn auf kurzen Urlaub heimwärts kam. Bis wir ihn im Hospital besuchen durften, wo er still und wortkarg in den Kissen lag. „Hans, mein Hans, erzählte doch — sag, wie hat's gegangen?" drängten sie sich um die Kissen. Aber seine Lippen brannten stumm, und nur sein Auge sprach.

Nicht sehr viele Tage gingen in die Lande. Dann stand er auf. „Hans ist nicht zum Umbringen", sagte der Doktor. Und Hans marschierte wieder seinem Regiment zu und meldete: „Herr Leutnant, ich melde mich wieder zur Stelle."

Da hab ich es zu Hause nicht mehr ausgehalten. Schießprügel hab ich leider keinen auf die Schulter nehmen dürfen, wohl aber einen alten treuen Federhalter in die Hand. Mit dem bin ich über die Grenze gezogen zum Hans.

Zuerst wollten sie mich nicht hinüberlassen. Das da drüben sei dem Hans seine Sache, und nicht die meinige, sagten sie. Und hatten recht. „Das schon", entgegnete ich, „aber ich habe vergessen, dem Hans Behüt dich Gott zu sagen". Ob ich's nicht geschwind noch nachholen dürfe. Da lächelten sie und gaben mir vom Großen Generalstab einen Ausweis.

In dem Ausweis stand, ich sei berechtigt, dem Hans Grüß Gott zu sagen. An die hundert Male haben sie den Ausweis unterwegs verlangt, auseinandergefaltet, vergnügt geschmunzelt, zurückgegeben und gesagt: „Sagt ihm auch von mir Grüß Gott, dem Hans."

Alle die vielen Grüßgotts habe ich in den Rucksack gepackt. Der ist arg schwer geworden, bis ich weit drin im Feindesland mich endlich an die Schützengräben durchgefragt hatte, zum Hans.

Der hat nicht schlecht geschaut, der Hans, als er mich sah. „Wie kommst denn du daher?" hat er gesagt, „du bist ja gar nicht einmal feldgrau".

„Doch", hab ich gesagt und wies auf meine Kleider, die vom Staub der vielen Straßen und Strapazen auch schon feldgrau waren.

Da ließ er's gelten und fragte mich aus, wie's zu Hause ginge, und ob die schwarze Marie — nun, ich wüßte schon ...

Aber mitten in seine Rede haben die Granaten hineingepfiffen. Und da hat der Hans keine Zeit mehr gehabt. Er mußte schießen, schießen, schießen. Dann stürmen, wieder schießen, wieder stürmen, Tag und Nacht.

Aber in den Zwischenpausen habe ich mich zu ihm aufs Stroh legen dürfen, habe langsam alle Grüßgotts ausgepackt, die in wollenen Unterkleidern eingepackt waren, und habe manche gute Stunde am Tag und in der Nacht bei ihm, dem Hans, verbracht.

Wie hat der Hans gelacht, als es mir bei den ersten einschlagenden Granaten unbehaglich wurde. Mit drei Scherzen und einem halben hat er mir die Angst dann abgewöhnt. Und in den langen Stunden zwischen den Gefechten hat er mit mir und einem andern Hans, der dicht daneben lag, im Angesicht des Feindes einen Skat gedroschen, und hat nicht schlecht gejuchzt, wie eines Abends noch ein dritter Hans mit einer Ziehharmonika daherkam.

Aber mitten in der Fidelität hat er den abgeschnittenen Ton der Ziehharmonika mit Gewehrgeknatter fortgesetzt und mich mit einem herzlich dicken Fluch zurückgeschickt, ohne mir die Hand zu geben. Aber als das Schießen fertig war, hat er wieder vergnügt mit mir Kaffee aus einer Tasse getrunken.

Hans hatte Offiziere. Mehr als strengste Mannszucht verband ihn mit ihnen. Die war nur das Sichtbare. Das Unsichtbare war versteckte Kameradschaft. Nur einmal sah ich auch die Kameradschaft sichtbar werden. Das war damals, als Hans und sein Leutnant zu gleicher Zeit verwundet wurden. Da hatten sie sich gegenseitig den Arm ums Genick gelegt und hinkten langsam, einander stützend, in das Lazarett.

Hans sei blind gehorsam, las ich in der Feindespresse. Sogar verkehrte Befehle führe er aus. Stimmt. Denn einmal sah ich den Hans grimmig schmunzeln, als er einem nach seiner Meinung falschen Befehl seines Vorgesetzten gehorchte: „Geschieht ihm gerad recht, wenn's schief geht", hat er dabei gemurmelt. Nur daß es eben gerade ging, nicht schief. Worauf Hans bemerkte: „Jetzt g'schieht's mir g'rad' recht".

Hans sei also weiter nichts als eine Maschine, hieß es weiter. Wieder richtig. Nur daß die Maschine arg lebendig war von einem sonderbaren roten Pumpwerk, so man Herz nennt.

Hans war geradezu und hatte die verfluchte Angewohnheit, zu siegen. Das trug ihm drüben die Bezeichnung ein, daß er ein Barbar sei. Nun, er wird's tragen müssen.

Hans hatte vier kalte Sprüche für den Feldgebrauch, wenn's bös zu gehen drohte: „Mir kann nix g'scheh'n." Und einen Zweiten: „Das Sterben, ja das Sterben kommt zuletzt, ganz zuletzt". Einen dritten: „Eine jede Kugel trifft ja nicht". Und einen vierten: „Kugeln, die man pfeifen hört, die tun nichts mehr. Denn seine Todeskugel hat noch keiner je gehört".

Und zwischen diesen Sprüchen und den Unbequemlichkeiten in den Schützengräben lag als Kitt Humor, ein unbezwinglicher Humor.

Hans hat freilich auch der Fehler eine Menge: Hans kann kein einziges französisches Verbum konjugieren, außer ein einziges regelmäßiges „J'attaque, tu attaques, il attaque ..." Hans handhabt die graziöse Rede schlecht. Aber kann nicht einmal eine ordentliche Quadratwurzel ausziehen. Aber hungern kann er drei Tage lang, wenn's sein muß, in den Schützengräben. — Hans hat nie von Schopenhauer was gehört. Aber das Gesetz des unbeugsamen Willens kennt er doch. — Kant ist ihm unbekannt, und dennoch ist in ihm der kategorische Imperativ lebendiges Fleisch geworden. — Hans hat nie Française getanzt und macht bei seinem Hurra doch Franzosen tanzen.

Hans raubt und plündert, mordet, massakriert — in den feindlichen Zeitungen und teilt in Wirklichkeit sein letztes Stück Kommißbrot mit den hungernden Bauern im Feindesland.

So fand ich Hans.

Beim Abschied hab ich ihn gefragt, was ich zu Hause sagen sollte, wann er wiederkäme? Da hat er auf einen Baum geschaut, der schon halb entlaubt war: „Vielleicht, wenn der wieder frisches Grün hat", hat der Hans gesagt, „und dann, vergiß fein nicht, der schwarzen Marie auszurichten — nun, du weißt ja schon ..."

Da bin ich denn zurückgegangen und hab's der schwarzen Marie ausgerichtet. Sie hat nicht viel dazu gesagt. Nur ihre Augendeckel sind ein paarmal auf- und abgegangen, als winkten sie dem ungerufen aufgestiegenen Wasser ab. „Ist schon recht", hat sie gesagt, „wenn's also wieder grün wird".

„Aber vorher wird es weiß vom Schnee, Marie", habe ich geworfen.

„Lassen Sie's nur schneien, Herr", hat die Marie gescherzt, „einmal Schnee zwischen der Lieb' soll soweit ganz gut sein, hat der Pfarrer gesagt."

Hm, genau so hatte es mir der Hans gesagt, hinterm Schützengraben. Jaja, die schwarze Marie ist halt wie der Hans. Und der Hans ist wie die schwarze Marie.

Der Krieg und die Muttersprache.

Unsere alten Volkssagen, vor allem das „Nibelungenlied", die „Gudrun" und der „Heliand", wissen in jedem Gesange von Recken und Helden, Kämpen, Weganden (= wigant, Kämpfender) und Reisigen zu melden. So heißt Hildebrand Kampfschwert, Sigwart und Sigmunt der den Sieg Wahrende oder Schützende, Egbert der Schwertglänzende, Gumbert (= Gundbrecht) der Schlachtenstolz, Walther der Heerwaltende, Gerhard, der Speerstarke, Voltmar, der unter dem Kriegsvolk Berühmte. Und daß auch die deutschen Frauen an mutigem Sinn nicht zurückstehen, bekundet so mancher Name: Gertrud heißt die Speerkämpferin, Sigelinde verherrlicht den Sieg, Brunhilde ist die im Panzer Kämpfende. Auch Gustav Freytag sagt in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit": „Speerlieb, Kampfwalterin, Wolftraut klingen die Namen deutscher Frauen der Altvorderen." Und selbst ganze Volksstämme leiten ihre Benennungen von ihrer Wehrhaftigkeit ab, so wie die Franken (= Wurfspeerträger), die Sachsen (= Schwertbewaffnete, vergl. mittelhochdeutsch sahs, Schwert), die Cherusker (= Schwertmänner, vergl. gotisch hairus, Schwert). Die Tapfersten wurden „auf den Schild erhoben". Bedeutet doch auch der Name der noch heute unter dem russischen Druck niedergebeugten Balten nichts anderes als die Tapferen, Kühnen (vergl. gotisch balths, kühn, und Willibald = mit kühnem Willen). Und weiter: ein Zusammentreffen wird dem Germanen zum „Treffen", d. h. Kampf, und selbst unser heutiges „Grüßen" ist von Haus aus das Wortgefecht, womit sich die Helden der Vorzeit zum Kampf reizten. „Herberge" bezeichnet einstmals das „Heerlager", in dem die Reisiger (von Reise = Kriegszug) sich „bargen", wenn sie nicht im „Hinterhalt" lagen, d. h. „hinter" Bergen oder Bäumen „hielten". Die „rüstigen" (= gerüsteten) „Spießgesellen" verrichteten, wenn sie zum Zuge „fertig" (von Fahrt = Heerfahrt) waren, alles aus dem „Stegreife", d. h. aus dem Steigbügel ihrer Rosse, mit denen sie eng verwachsen waren. Etwas „aufzustecken" (ursprünglich das Schwert an der Wand aufzustecken) war nicht ihre Sache; was sie wollten, wußten sie zu „kriegen" (= durch Krieg bekommen, vergl. auch fechten). Niemals „abgespannt" (ursprünglich vom Bogen), aber mit dem Nachbar auf „gespanntem" Fuße, „schlugen" sie sich durch.

Kämpfe in einem Blutstropfen.

Ein französischer Gelehrter, Dr. Jean Commandon, hat einen sehr geistreich konstruierten Apparat ersonnen, der dem Auge den Kampf zwischen Krankheitskeimen und Blutkörperchen und die verschiedenen Vorgänge, die sich beständig im menschlichen Körper vollziehen, sichtbar macht. Dem bloßen Auge bleiben diese Vorgänge verschlossen, und bisher konnte sie nur mit größter Schwierigkeit von den Aerzten beobachtet werden. Der erwähnte Apparat läßt sie aber nicht nur deutlich sehen, sondern gibt ein vollkommenes Bild von ihrem Verhalten. Er besteht aus der Verbindung eines sehr scharfen Mikroskops mit einem Kinematographen.

Nehmen wir beispielsweise einen Patienten, der an Schwindsucht leidet und sich auf dem Wege zur Besserung befindet. Betrachten wir einen Tropfen seines Blutes unter diesem Apparate, so können wir deutlich sehen, wie hier die Blutkörperchen mit jenen kleinen Wesen, die den Tod herbeiführen wollen, in erbittertem Kampfe liegen. Zierliche, rasch bewegliche, fadenförmige Mikroben schwimmen um die roten und weißen Blutkörperchen. Der Apparat läßt uns sehen, wie eine dieser Mikroben in ein rotes Blutkörperchen eindringt. Das ist der Weg, auf dem diese Krankheitskeime zum Tode führen. Das angefallene rote Blutkörperchen umringen aber jetzt die weißen Blutkörperchen. Während des Kampfes nehmen sie an Zahl und Größe immer zu. Heftig verfolgen sie das kranke Blutkörperchen. Endlich wird es verschluckt, und dieser Krankheitskeim hat damit zu existieren aufgehört. Ist das rote Blutkörperchen, das den Krankheitskeim in sich birgt, verschwunden, dann treten gesunde rote Körperchen an seine Stelle. Alles das kann sehr langsam, aber auch sehr rasch vor sich gehen. Der neue Apparat zeigt nicht nur den Vorgang an sich, sondern er gibt auch die Geschwindigkeit an, mit der er sich vollzieht.

Nehmen wir anderseits eine Krankheit, an der der Patient allmählich zugrunde geht. Die Schlafkrankheit in Afrika, deren Keime durch ein kleines Geißeltierchen, ein Trypanosoma, übertragen werden, ist ein Beispiel dieser Art Krankheit. Ist es bereits so weit gekommen, daß der Patient in Schlaf versinkt, dann ist jede Genesung ausgeschlossen. In einem Tropfen Blut einer an der Schlafkrankheit leidenden Person zeigt uns Dr. Commandons Apparat, wie die Tierchen im Blute umherschwärmen und sich in die roten Blutkörperchen einbohren. Wie bei anderen Krankheiten, so suchen die weißen Blutkörperchen zwar auch hier die angestecken roten zu vernichten, aber wenn es ihnen nicht gelingt, werden sie des Kampfes bald müde und lassen davon ab. Die Tierchen vermehren sich, bis sie bald den ganzen roten Blutstrom ausfüllen. Dann stirbt der Patient. Alle diese Vorgänge kann man mit Commandons Apparat beobachten, der den ziemlich ungeschickten Namen führt „Ultramikroskopischer Kinematograph".

Ein Gaunerstreich vor 200 Jahren.

Im Frühjahr 1711 fuhr eine feingekleidete, vornehm auftretende Dame vor dem Geschäft eines bekannten Hamburger Seidenstoffhändlers vor. Mit ausgesuchter Höflichkeit wurden ihr die teuersten Stoffe vorgelegt. Die Dame wählte sich eine Partie in hohem Kaufwert aus und sagte dann dem Kaufherrn, daß sie die Waren später abholen werde. Hierauf fuhr sie zu einem Chirurgen, der sich mit der Operation von Brüchen befaßte. Diesem erzählte sie, daß sie einen jüngeren Bruder habe, der sich aus Furcht einer Operation nicht unterziehen wolle. Weil das Leiden aber schon ziemlich weit vorgeschritten sei, so habe sich ihre Familie entschlossen, die Operation mit List und Gewalt an dem eigensinnigen Patienten vornehmen zu lassen. Sie werde also ihren Bruder unter dem Vorwand in sein Haus bringen, es solle ihm hier eine größere Summe Geld, die er von seiner Familie fordere, ausbezahlt werden. Dann fuhr sie nach dem Seidenhaus zurück, ließ sich für ungefähr sechshundert Taler Waren in ihre Kutsche packen und bat den Kaufherrn, ihr einen Gehilfen mitzugeben, dem sie den Betrag für die Waren daheim auszahlen werde. Der Händler ging darauf ein.

Eine halbe Stunde später hielt der Wagen vor dem Hause des Chirurgen, wo sie den Gehilfen bat, mit hinaufzukommen und das Geld in Empfang zu nehmen. Oben flüsterte sie dem Heilkünstler zu, sie sei nicht imstande, der Operation beizuwohnen, werde aber in einer halben Stunde wieder vorsprechen. Der Heilkünstler bat darauf den jungen Mann, ihm zu folgen, ließ ihn von seinen Gehilfen trotz seines mörderischen Geschreis, auf den Operationstisch schnallen und ging an die Untersuchung. Hierbei erkannte er nun, daß der vermeintliche Patient kerngesund war und er selbst wie der junge Mann das Opfer einer abgefeimten Betrügerin waren. Er beruhigte den Menschen, half ihm in die Kleider und entließ ihn mit dem Ausdruck des Bedauerns.

Die Gaunerin hatte inzwischen ihren Raub in Sicherheit gebracht und konnte trotz heißen Bemühens der Polizei nicht gefaßt werden. Ihr Schelmenstück aber bildete in der guten Stadt Hamburg lange Zeit den Stoff vergnüglicher Unterhaltung.

Die Bürgersteige der Hauptstraße von Antiochien in Syrien waren schon im 3. Jahrhundert n. Chr. durch Säulenhallen in einer Ausdehnung von fast 1 Meile vor Regen und Sonnenschein geschützt.

Ein patentiertes Ersatzmittel für Kautschuk besteht aus einer Mischung von Gelatine und Glycerin und einer Lösung von Kampfer in Essiggeist. Die erhaltene Masse ist schließlich mit Schwefel zu durchkneten.

Im Kriege 1870—71 sind nur sechs deutsche Geschütze in die Hände der Franzosen gefallen, während die Deutschen 5526 französische Festungsgeschütze und 1915 Feldgeschütze als Kriegsbeute nach Hause bringen konnten.

Das Deutsche Flaggenlied „Stolz weht die Flagge schwarz-weiß-rot" wurde Mitte der achtziger Jahre von Robert Linderer verfaßt und von Richard Thiele komponiert. Das Lied war als eine Gesangsnummer einer Gesangsposse „Unsere Marie" geschrieben und wurde in dem damals in der Dresdener Straße in Berlin befindlichen American-Theater zuerst gesungen.